

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Band:** 12 (1932-1933)  
**Heft:** 5-6  
  
**Rubrik:** Lese-Proben

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

die zahlreichsten und zugleich die am elendesten behandelten nationalen Minderheiten Europas. Auf polnischem Boden hat deshalb auch die Minderheitenfrage heute ihre größte Bedeutung und ihre gefährlichste Zuspitzung erreicht. Das Buch von Mornik erteilt darüber überzeugende Auskunft. Wiederum der wichtigste Teil der polnischen Minderheitenfrage wird gebildet durch das ukrainische Problem. Kein Volk ist heute schlimmer daran als die Ukrainer und doch führen sie hartnäckig den Kampf für ihre Zukunft. Den geistigen Hintergrund dieses Kampfes schildert in sehr ansprechender Weise der von Żaloziechj herausgegebene Band, an dem eine Reihe ukrainischer Gelehrter mitgearbeitet haben.<sup>7)</sup> Zum ersten Mal wird damit

pen. Berlin 1931. Walter de Gruyter & Co. 154 S.

<sup>7)</sup> Żaloziechj B.: Das geistige Leben der Ukraine in Vergangenheit und Ge-

in deutscher Sprache ein Überblick über das Geistesleben der Ukrainer geboten.

Einen gewissen Einblick in ein französisches Minderheitenproblem bietet das Büchlein von Margarete Zur.<sup>8)</sup> Reich an Tatsachen zeugt es von einem großen Fleiß im Zusammentragen dieses Tatsachenmaterials aus den entlegensten Ecken. Dadurch wird es einen gewissen Wert behalten. Das bretonische Problem im allgemeinen und vor allem seine politische Seite sind allerdings auf keinen Fall richtig erkannt worden.

Hektor Ammann.

genwart. Deutschtum und Ausland Heft 28/29. Münster i. W. 1930. Wichendorff. 219 S.

<sup>8)</sup> Zur Margarete: Der bretonische Regionalismus in Frankreich. Sprache und Kultur der Germanisch-romanischen Völker Band II. Breslau 1930. Priebatsch. 136 S.

## Leseprobe

### Jakob Bühler: Man kann nicht . . . .

Was kann man nicht? „Man kann nicht Dividenden erjagen und zugleich edles Menschentum ermöglichen“, gesteht sich der Held des Romans, der ehemalige Maurer-Genosse und nachherige Kunststeinsabrikant und Vizepräsident eines Zementkonzerns, Benito Tosio, gegen Ende seiner Romanlaufbahn in einem Selbstgespräch ein. Oder wie Bühler persönlich in einer Verteidigung seines Buches im „Volksrecht“ gegen daran geübte Kritik sagt: „Der Zweck des Romans ist, aufzudecken, wie absurd wir Menschen, die im kapitalistischen Staat aufwachsen, sind und werden müssen. Wir taugen nicht, das Wirtschaftssystem verdirbt uns in den Seelen“.

Wer sind diese vom heutigen Wirtschaftssystem „in ihren Seelen Verdorbenen“? Wenn wir Bühler glauben dürfen, sind es alle Klassen und Stände: Arbeiter und Unternehmer, Proletarier und Bürger, Arm und Reich, Jung und Alt. Das ist Bühlers Stärke — und so auch seines neuesten Romans: die Schwächen der heutigen Gesellschaft zu geißeln. Dafür, wie es in der Anschauung von Bühler-Tosio aussieht unter Genossen im Arbeiterstand, in der Arbeiterfamilie, im literarisch-schöngeistigen Kreis am Zürichberg, auf dem Landsitz des konservativen Herrn Oberst und Ständerats, am Stammtisch der Maßgebenden in der Kantonshauptstadt, unter den Männern der Börse in der Kurjaalbar — einige Proben:

\*

Die Leichenfeier (für den von einem Streikbrecher erschossenen Streikpostensteher Mächler) ist zu Ende. Die Leute verlaufen sich. Die Sechsz von der Ehrenwache gehen zusammen. Erst am Limmated fragt Schalk: „Wer nimmt noch ein Bier?“ — Sie sitzen und stoßen die großen Gläser aneinander, die einen Ton von sich geben. Dabei sehen sich die Männer der Reihe nach in die Augen. Ein Glanz, ein Widerschein einer inneren Ergriessenheit ist in ihrem Blick. Noch. Ein überzeugtes Ja: die Möglichkeit besteht, eine Internationale, eine Welt der

Bruderschaft aufzurichten. Das ist, wenn sie anstoßen. Bevor sie getrunken haben. Jetzt, da sie die Gläser abstellen, die Zungen die Rippen lecken, die Hände in den Taschen nach einem Stumpfen suchen, jetzt verblaßt der Glanz.

„Es war eine verdammt schöne Feier“, sagt Keffler. Und alle sind froh, daß das endlich festgestellt ist. Jetzt können sie sich auch Luft machen. „Jawohl, sehr“. Und sie rühmen alles und alle. Und mit jedem Wort wird der Eindruck flacher, alles erträglicher. Schon bestellt sich einer ein zweites Bier. Die Feier habe ihm den Hals ausgetrocknet, als ob er selber habe einen Zentner daher reden müssen.

Gleich ist alles, wie es immer war. Tosio betrachtet die Drei, die auf der andern Tischseite sitzen. Schalch ist ein Quartalsäuser, der in der Trunkenheit seine Frau prügelt und einmal sein ältestes Kind zum Krüppel schlug. Keffler ist den Weibern verfallen. Von zweien ist er geschieden, dreien muß er Alimente bezahlen. Sein Lohn ist immer verpfändet. Und was ist mit Schoch? Tosio weiß nichts von ihm. Aber man braucht ihn doch nur anzusehen, diesen Spitzkopf mit den Luchszünglein darin, der muß doch seiner Natur nach mausen. Wie aber soll man mit Mausern Bruderschaft halten! Gemeinschaft mit solchen, eine höhere Gemeinschaft?

O verdammt! Er ist bei einer scharfen Wendung auf dem Silberschimmerigen Velvetteppich gegen das Buffet gestoßen. Jesses, wenn das nur kein Unglück gegeben hat. Wenn die Politur verlegt wurde! Das Möbel macht sich aber auch so dick! Das heißt, das Möbel war schon recht. Das Zimmer war zu klein. Die verfluchten Architekten...

Wenn jetzt das Buffet eine richtige Schramme hat, so kann es eine üble Ehezene ablesen. Ihr sagt: wegen so etwas! Aber ihr kennt Rita nicht. Oder ihr wißt nicht, was ihr das Buffet bedeutet.

Gewisse Leute haben den Dokortitel, andere nennen sich Frau Oberst. Andere haben ein Buffet, das ihnen Stand und Haltung gibt...

Auch nicht zu vergessen: Ritas Buffet hat zwei Kindern das Leben gekostet. Gezählt vom Tage der Befruchtung an. So sagte wenigstens der Arzt. Es war nicht einfach, diesen Arzt zu finden, der bereit war, dem Proletengott Buffet zwei Kinder zu schlachten... Aber sie hätten damals unmöglich Kinder haben und zugleich die Möbel abzahlen können. Da gab es nur ein Entweder — Oder.

„Ich verstehe das sehr gut, daß man immer wieder in die Berge rennen muß. Ins „heilige Odland“ hinauf, wie die Bergverrückten sagen, in die Kletterfelsen und die Gletscher hinein“. — „Wirklich. Das verstehen Sie?“ — „Sie zweifeln an mir? Suchen wir denn nicht auf allen Wegen daselbe?“ — „Nämlich?“ — „Nämlich? Das wissen Sie nicht?“

Er schweigt. In dieser Sekunde müßte man die Funken knistern hören, die zwischen beiden hin und hergehen. Sie fährt leise fort: „Nun, der Mensch sucht das Wesen, das zur Liebe taugt und weiter nichts.“ — „Das Wesen, sagen Sie? ... Sie meinen, der gewöhnliche Mensch taugt nicht dazu?“ — „Nein, der gewöhnliche nicht.“ — „Haben Sie sich deshalb so...“ Tosio stockt und wird verlegen. — „Geschminkt, aufgemacht, meinen Sie“, fragt sie ruhig. „Gewiß, die Natur muß überwunden werden. Das ist unsere Art „Bergstürmerei.“ — „Und ist damit etwas geleistet?“ fragt Tosio noch einmal, aber dann macht er einen heftigen Schritt an ihre Seite und fährt mit verhaltener Heftigkeit fort: „Aber Sie haben Recht: darum geht's.“

Sie schauert leise und wartet auf seine Berührung. Aber sie kommt nicht. In der Stube spielt der Grammophon: „River, long River.“ Aber die Regestimmen werden von Geschwäch und Gelächter übertönt. Hans Benziger, Rita und Flut treten auf die Veranda. Sie erzählen lachend, Abendberger habe eben den Spruch gemacht: „Wenn du noch einen Cocktail hast, was kümmert dich der Staat“. Dorette lacht herzlich und stöhnt: „Entzückend“.

Er erhebt sich nicht. Nicht bloß mit dem Kopf und sagt, auf einen Stuhl weisend: „Bitte“. Er nimmt ein Blatt Papier auf, lehnt sich in seinen Lederstuhl zurück und durchbohrt Tosio mit seinen blauen Augen.

„Sie wünschen also, daß ich mich an Ihrer Aktiengesellschaft beteilige?“ — „Gewiß, Herr Ständerat.“ — Eine kleine Verbeugung: „Ich ziehe vor, wenn man mich Oberst nennt.“ — „Ah... Entschuldigen Sie, Herr Oberst.“

„Bitte. Grundsätzlich...“ Grundsätzlich ist der Herr Oberst, wenn wir seine etwas umständlich und wohlgelegte Rede einigermaßen zusammenfassen dürfen, nicht abgeneigt, sich an dem Unternehmen zu beteiligen, und zwar keineswegs, oder wenigstens nicht in erster Linie aus geschäftlichen Rücksichten, sondern weil ihm eine Zementröhrenfabrik eine notwendige Gründung scheint, im Augenblick, da man im ganzen Land herum große, vom Bund und Kantonen unterstützte Bodenverbesserungswerke vorgesehen hat. Vor allem hat die Landwirtschaft, der der Herr Oberst nahesteht, ein großes Interesse an der Existenz von leistungsfähigen Zementröhrenfabriken. Der Herr Oberst wäre auch in der Lage, ja es wäre seine moralische Pflicht, in den Kommissionen und wo er sonst noch Sitz und Stimme habe, die ihren Boden verbessernden landwirtschaftlichen Genossenschaften auf wirklich leistungsfähige Fabriken aufmerksam zu machen...

Dann sitzt er im Restaurant „Rößli“ vor einem Glas Kaffee und sieht gedankenlos nach dem Tisch hinüber, an dessen Ende vier Herren Karten spielen. Richtige Herren, gut angezogen, mit sauberen Kragen, Uhrketten, Bauchfalten in den Westen, Brißagos und Stumpen, schief, gradaus, nach oben im Mund...

Tosio ist zufrieden. Er kann nichts denken. Mag nicht. Die Stube hat Stimmung. Das Halbdunkel, die gelben Tische, die Serviertochter, die mit übergeschlagenen Beinen und verschränkten Armen am Buffet steht, dahinter die PreSSION und die Kasse nickelweiß leuchtet, die vier Herren, von denen immer, wenn ein Spiel zu Ende ist, einer oder zwei grinsen, sogar hell auflachen, manchmal gegen das Ende des Spieles, wie die Wilden in den Tisch hämmern, manchmal verbohrt schweigen, einen Schluck nehmen, lange an der Brißago ziehen, denken, denken, sich die Finger ablecken, nochmals denken, dann weiter spielen, mit meisterlicher Vigilanz die Karten verteilen, zu einem Fächer öffnen, Karten zusammenstellen, zusammenschlagen, wieder öffnen... oh das hat Stimmung, das ist Romantik, Poesie. Daheim! Daheim!

Plötzlich ist's fertig. Fränklein werden hingeschmissen. Man blickt nach der Uhr. Was, schon so spät! Zahlen! Adio, Herr Direktor, Adio, Herr Fürsprech, Adio, Herr Major, Adio, Sophie, Adio Schatz, Adio, Herr Nationalrat.

Tosio ist's sauwohl, wie schon lange nicht mehr. Er fühlt: er gehört zu diesem Volk! Es ist innere Gemeinschaft vorhanden...

Neben der Puppe stehen vier Herren. Zwei kennt Tosio. Es sind Börsenvertreter von zwei verschiedenen Bankhäusern. Der dritte sei ein Geschlechtsarzt. Der vierte unbekannt. Rechts von dieser Gruppe beginnt das Gemühl der Tanzenden. In diesem „unterirdischen“ Licht erinnert es an die Oberfläche eines Kessels, darin eine dunkle Brühe brodelt.

Etwas derartiges wird sich da auch begeben, denkt Tosio und sieht wieder nach den Bierern, die sich lebhaft zu unterhalten scheinen. An was erinnert die Art, wie der eine der beiden Börsenvertreter plötzlich in einer Bewegung innehält und in die Tanzenden hineinstarrt? An einen Wolfshund! Offenbar an einen Wolfshund: wie er plötzlich die Ohren stellt und mit unsagbar klugen und scharfen Augen auf etwas späht! Was ist das nur, das da im Wolfshund plötzlich aufsteht und späht? Des Tieres Seele sagt man, aber was ist damit gegeben? — Klug sind diese Menschen! Diese Wolfshunde! Eine unerhörte Fähigkeit ist notwendig, um im Tempo und Trubel einer Börsenstunde sich zu behaupten! Und welche seelischen Energien dabei eingesetzt werden! Als ob es um Tod und Leben, was?, um die Unsterblichkeit, um das ewige Seelenheil ginge, so schreien die Kerle, wenn sie im Ring stehen. Brüllen, zittern, verzerren die Gesichter. Kämpfen

wie Totgeweihte. Nicht um ihr Seelenheil. Um Punkte. Um Aktienwerte. Papierwerte.

\*

Bührer will aber mehr als nur die Verderbnis unserer Zeit schildern. „Mein Buch ist aus einem künstlerischen Verantwortungsgefühl meiner Zeit und meinem Land gegenüber entsprungen“, heißt es in dem erwähnten Verteidigungsartikel. Und im Roman selbst wird die Forderung nach „Aktiver Literatur“ erhoben: „Hätte Goethe den Arbeiterroman seiner Zeit geschrieben, so wäre 1870 nicht das deutsche Reich, sondern der deutsche Volksstaat ausgerufen worden und dann wäre 1914 unmöglich gewesen . . . Hätten am Jahrhundertende Spitteler und Widmann statt nach Griechenland zu flüchten, den schweizerischen Unternehmerroman geschrieben, wir ständen heute nicht so hilflos an dieser unerhörten Zeitwende“. — Ganz so einfach liegen die Dinge aber nicht. Goethe hat, wie alle schöpferischen Menschen, mit einzelnen Werken, wie etwa dem „Werther“, unendlich „aktiv“ gewirkt. Spitteler und Widmann waren gerade darin zeitverbunden, daß sie aus der geistigen Ode der tatsächlichen Welt in eine erdichtete Welt flüchteten. Für seine Zeit das erlösende Wort zu finden, ist aber eine Gnade. „Machen“ kann man ein Kunstwerk nie. Bührer meint allerdings, sein Buch sei „von A bis Z aus einer künstlerischen Anschauung geschrieben, die erkannt hat, daß die Wirtschaft unsere seelische Konstellation entscheidend beeinflusst“. Es solle „aufdecken“, daß wir Menschen im „kapitalistischen Staat“ alle „absurd sind und werden“. Gerade diese Absichtlichkeit ist aber das Unkünstlerische an seinem Roman. Nichts ist Bührer denn auch so daneben gelungen, als die „Aufdeckung“ der entscheidenden Beeinflussung unserer seelischen Beschaffenheit durch die bestehende Wirtschaftsordnung. Der Künstler in ihm hat — trotz allem — obgesiegt. Und anstatt des Unternehmerromans, den uns angeblich Spitteler und Widmann schuldig geblieben sind und der uns „an dieser unerhörten Zeitwende helfen“ soll, gibt uns Bührer den Bekenntnisroman eines politischen Literaten, der, aus der liberal-kapitalistischen Welt kommend, sich durch die sozialistisch-marxistische durchmausert und schließlich beim russischen Kommunismus landet.

Gewiß klingt es vielversprechend, wenn Tosio, nachdem ihm die schöne russische Kommunistin Vera Sucholnikoff den Übergang erleichtert hat, seine Romanlaufbahn mit den Worten beschließt: „Da weiß Tosio, daß er alles hingeben muß, Stellung und Ansehen und Besitz, und sich mit seiner ganzen Person einzusetzen hat für die neue Gemeinschaft“. Welcher Art diese neue Gemeinschaft sein wird, wissen wir aber zum voraus. Tosio wechselt zum Kommunismus hinüber ja nicht, weil er die innere Unfähigkeit des Kapitalismus und Sozialismus zu wirklicher Gemeinschaftsgestaltung erkannt hat. Sein „Traum: Arbeiterregierungen könnten Europa einigen, den Großkapitalismus überführen in die Planwirtschaft“, ist ja nur deswegen „ausgeträumt“, weil äußerliche Macht die englische Arbeiterregierung zeitweilig verdrängt. Von einer amerikanischen Studienreise kommt er hochbegeistert zurück; Konzerne schweben ihm vor, die „den Maschinen ermöglichten, in Massen für die Massen zu produzieren, und damit erfüllten, was bisher kein Heiland und kein Franz von Assisi erfüllt hatte, nämlich, daß sie die Armut überwandten“. Und nur, weil Amerika in der ausbrechenden Krise und damit in der „Überwindung der Armut“ auch versagt, und nicht etwa, weil er die geistige Unzulänglichkeit und Platttheit des Amerikanismus durchschaut hätte, wechselt er zum russischen Kommunismus hinüber. Christus und ein Franz von Assisi „überwandten“ die Armut — gegen die dem Menschen nun einmal kein Kraut gewachsen ist — durch die Hinwendung des Menschen auf seinen inneren Reichtum. Im Zwiegespräch mit Winkelried, in dem nebenbei die ganze Schweizergeschichte als ein „Kampf der Armut gegen den Reichtum“ bezeichnet wird, fallen die Worte: „Wenn der Mensch gut sein soll, muß die Erde gut sein. Die Erde und ihre Einrichtungen, die Maschinen und alles . . . Der Mensch kann nur besser werden, wenn die Einrichtungen besser sind“. Das ist westlicher Zivilisationsglaube in reinsten Form, die platte Oberflächenschau eines entgotteten Zeitalters.

Zugleich aber auch genau der Inhalt des russischen Kommunismus. Bührer läßt seinen Romanhelden gegenüber den Ausführungen eines sozialistischen Redners im Zürcher Volkshaus die Erwägungen anstellen: „Fühlt denn der Mann da oben

nicht, wie die Menschenmasse in dem großen Saal kühl und kalt dasitzt, daß sie ganz etwas anderes erwartet: was ist die Schweiz, was könnte sie sein? Daß er ihnen ein Bild entwirft: so müssen wir die Schweiz industrialisieren, unsere Betriebe vereinfachen, die Landgüter zusammenlegen, so müssen wir unsern Lebensstandard nivellieren, oben abbauen, unten ansetzen, eine einzige Klasse Bundesbahnen, aber eine bequeme. So müssen wir mit dem Ausland in Austausch treten, jederzeit bereit zur europäischen und Weltgemeinschaft. Ein Glied in der Weltorganisation, das mit den besten wirtschaftlichen Leistungen die höchsten seelisch geistigen Leistungen ermöglicht“.

Gleiche Bequemlichkeit für Alle; die Grundfrage des menschlichen Daseins eine Organisationsfrage; Wohlstand und Wohlbehagen als Voraussetzung geistig seelischer Leistungen. Eine Platte, die Liberalismus und Marxismus seit mehr als hundert Jahren ableiern und die nun der russische Kommunismus mit einigen Variationen übernimmt. Darum gibt es für die Menschen in Bührers Roman auch keine innere Entwicklung. Wären Tosio und Rita etwa solange „seelisch unverderbt“ gewesen, als sie in bescheidenen Verhältnissen lebten, dann hätte ihnen vielleicht der Schritt zum Reichtum und Wohlstand zum seelischen Verderbnis ausge schlagen; oder umgekehrt. Aber sie waren in der Armut verderbt und sind im Reichtum verderbt. Alle Menschen, ob reich oder arm, hoch oder niedrig gestellt, sind bei Bührer „in der Seele verderbt“. Weil sie im „kapitalistischen Staat aufwuchsen“? Weil das bestehende Wirtschaftssystem sie verdorben hat? Nein! Für diese Menschen könnte man einen wie auch immer beschaffenen Staat, eine wie auch immer beschaffene Wirtschaftsordnung errichten: sie wären darin genau so verderbt wie sie es jetzt sind. Wie läßt Bührer doch Tosio von der „Befreiung der verfluchten Masse“ als von einer „ihm durch das Gehirn blaternden Phrase“ reden: „Tatsache war, daß sie streikten, weil sie mehr Lohn verlangten und es überhaupt besser haben wollten. Deshalb streikten sie. Das war ihr Sozialismus, ihre Solidarität. Deshalb lebten sie wie das Vieh in Herden, weil man nur so etwas erreicht“.

Staat nach liberaler Anschauung, Gemeinschaft in Sinne des Sozialismus und Kommunismus: das ist nur ein Zusammenschluß, um es „besser zu haben“. Kein geistiges Ziel, keine seelische Verpflichtung als einigendes Band. Einzig die Sucht nach Reichtum und den Bequemlichkeiten, die er bietet, führt hier die Menschen zusammen. Der Geist, die Pflege „edlen Menschentums“ komme dann von selbst, wenn man es „besser habe“. Und doch sind noch immer die größten seelisch geistigen Leistungen in tiefer Armut vollbracht worden und ist bei dem hart um sein Dasein ringenden Menschen so oft mehr „edles Menschentum“ zu finden, als bei dem in Reichtum und Wohlhabenheit schwelgenden. Auch wir stellen den Zerfall der heutigen staatlichen, gesellschaftlichen und geistigen Ordnung fest. Der Kommunismus ist aber nicht der Weg, der uns zu einer neuen Ordnung führt. Bührers Roman erinnert in der Vorbehaltlosigkeit allem innerst Menschlichen gegenüber, in dem Überbordwerfen alles Hergebrachten, in der Unverfrorenheit der Darstellung stark an neurussische Literatur. So wenig man von dieser aber den Eindruck hat, daß hier letzte menschliche Tiefen erfaßt und Wege aus irdischer Not und zu schöpferischer Gemeinschaft gewiesen werden, so wenig hat man das bei Bührer. Im Gegenteil: alle Schwächen und Unzulänglichkeiten des liberalistisch-marxistischen Aufklärertums finden sich da zu einem letzten riesenhaften Krampf und Zerrbild des menschlichen Wesens emporgesteigert. Der Mensch, der, trotz seines bischens Technik, ewig von dem ihn tragenden Grund abhängt (und nicht der ihn tragende Grund von ihm), hat das Bewußtsein seiner Grenzen verloren. Das enge Blickfeld einer verstädterten, entwurzelten, generationenlang der Verantwortung für den Daseinskampf des Ganzen entwöhnten Volksschicht wird zum allgemein gültigen Blickfeld erhoben. Der Mensch in sich und in seinen natürlichen Lebensgemeinschaften befindet sich in voller Auflösung. In der Tat: wir stehen an einer „unerhörten Zeitwende“. Bührer ist von dieser Erkenntnis erfüllt und beunruhigt. Er „wendet“ mit seinem Roman die Zeit aber nicht. Er legt damit nur Zeugnis ab für ihre unerhörte Rat- und Hilflosigkeit. D.